

**Aus:**

**SWEN KÖRNER, PETER FREI (Hg.)**

## **Die Möglichkeit des Sports**

**Kontingenz im Brennpunkt sportwissenschaftlicher Analysen**

August 2012, 354 Seiten, kart., 33,80 €, ISBN 978-3-8376-1657-6

Es ist typisch modern, nahezu alles auf ein mögliches Auch-anders-sein-Können hin zu beobachten. Bereits die bloße Existenz wählbarer Alternativen zwingt zur Entscheidung. Kontingenz irritiert, erzeugt Dynamik. Ihr zu begegnen bedeutet immer auch: Kontingenzen auf neuem Niveau zu erzeugen.

Die Sportwissenschaft hat mehrfach guten Grund, den Blick für die ebenso zahlreichen wie spezifischen Kontingenzen ihres Gegenstandsbereichs, ihrer Theorien und Methoden, des durch sie erzeugten Wissens sowie schließlich ihrer Anwendungsfelder und begleitenden Professionen zu schärfen. Dieser Band versammelt hierzu soziologische, philosophische, pädagogische, historische sowie kulturtheoretische Perspektiven.

**Sven Körner** (Prof. Dr. phil.) leitet die Abteilung Pädagogik des Instituts für Pädagogik und Philosophie an der Deutschen Sporthochschule Köln.

**Peter Frei** (Prof. Dr.) ist Professor für Sportwissenschaft an der Stiftung Universität Hildesheim.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

[www.transcript-verlag.de/ts1657/ts1657.php](http://www.transcript-verlag.de/ts1657/ts1657.php)

# Inhalt

---

## **Die Möglichkeit des Sports.**

**Vorwort** | 7

## **STEIGERUNG & REDUKTION**

### **Kontingenz, Moral, Sport, Geschichte**

Hans Ulrich Gumbrecht | 11

### **Kontingenz in Serie:**

#### **Zur ›Spannung‹ des modernen Sports**

Tobias Werron | 25

### **Zur Anthropologie der Kontingenz des Sports**

Robert Prohl | 49

### **Doping im Spitzensport der Gesellschaft.**

#### **Systemtheoretische Betrachtungen**

Sven Körner | 73

### **Denken in Bewegung. Über die Gegenwart des Geistes in den Praktiken des Körpers, das Ergreifen von Situationspotenzialen und die Bewältigung von Unsicherheit**

Thomas Alkemeyer | 99

### **Kontingenz der Erfahrung – Erfahrung der Kontingenz**

Franz Bockrath | 129

### **Leibsein zwischen Unverfügbarkeit und Verfügbarkeit: eine bildungstheoretische Position**

Eckhard Meinberg | 157

## **REDUKTION & STEIGERUNG**

### **Der Körper als Medium der Gewissheit in modernen Gesellschaften**

Jörg Thiele | 175

### ***Zeitbomben.* Adipositas und die Gefräßigkeit der Kommunikation**

Swen Körner | 195

### **Überlegungen zur Schließung von Wissensmärkten am Beispiel angewandter Sportwissenschaft**

Eike Emrich & Lutz Thieme | 219

### **Empirie als Sedativum. Sportpädagogische Vergewisserungen**

Swen Körner | 255

### **Hybride Kontexturen – Kontingenzbearbeitung in Sportstunden als Thema fallrekonstruktiver Unterrichtsforschung**

Matthias Schierz | 281

### **Ungewissheitsbearbeitung durch Reflexivität – eine erfolgversprechende Strategie für die Lehrer/innenausbildung?**

Ilka Lüsebrink | 301

### **Kommunikation im Sportunterricht – möglich?**

Peter Frei | 329

### **Autorinnen und Autoren | 347**

# Die Möglichkeit des Sports

## Vorwort

---

Es geht, was geht. Und es geschieht, was geschieht.<sup>1</sup> Was geschieht, geschieht mit Notwendigkeit, ohne alternativlos zu sein. So realisiert sich z.B. im Lesen oder Schreiben dieser Zeilen in jedem Moment eine Möglichkeit, die davon abhängt, was ihr konkret vorausliegt. Als realisierte Möglichkeit schränkt sie zugleich ein, was als nächstes kommen kann, welcher Anschluss wählbar ist. Dass alles, was geschieht, (irgendwie) auch anders sein könnte, ist eine typisch moderne Vorstellung. Sie setzt Abstand voraus zu dem, worauf sie sich bezieht. »Jede Vorstellung von Möglichkeit ist die Zutat eines Beobachters«.<sup>2</sup> Es gehört zu den typischen Konditionierungen der sozio-kulturellen Moderne, alles, was war oder ist auf ein mögliches auch Anderssein-können hin zu beobachten. Das Hinzubeobachten wählbarer Alternativen macht Selektion als *Entscheidung* sichtbar. Entscheidung kann neuzeitlich zur Angabe von (jeweils guten) Gründen motiviert werden. Der modaltheoretische Kontingenzbegriff eröffnet den Blick für dieses ›auch Anderssein-können‹. Kontingent in diesem Sinne erscheint das weder Unmögliche noch Notwendige, aber keinesfalls Beliebige – und zwar aus jeweils sachlich, zeitlich und/oder sozial differenten Blickwinkeln. Kontingenz irritiert, erzeugt Dynamik. Man kann sie sich leisten und dies als Mög-

---

1 Und zwar »in einem weltweiten Zugleich« (Luhmann, N. 1990: Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 681. Vgl. dazu auch Nassehi, A. (2011): Gesellschaft der Gegenwart: Studien zur Theorie moderner Gesellschaft II. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

2 Luhmann (1990): 683.

lichkeitsraum erfahren. Andere erleben genau das als Gefahr. Dem kann begegnet werden – durch Methodik, durch Semantik, durch Programmatik oder Organisation.<sup>3</sup> Das zu tun bedeutet allerdings immer auch: Kontingenzen (und damit Kontingenzbearbeitungsbedarf) an nächster Stelle und auf neuem Niveau zu erzeugen, die wiederum selbst auch genau das noch sind: realisierte Möglichkeiten, bedingte Notwendigkeiten. Steigerung und Reduktion stehen dabei im Verhältnis konditionierter Koproduktion. Die Beiträge des vorliegenden Bandes zeigen: Sportwissenschaft als Wissenschaft des *Sports* hat mehrfach guten Grund, den Blick für die ebenso zahlreichen wie spezifischen Kontingenzen und Kontingenzzreduktionen ihres Gegenstandsbereichs, ihrer Theorien und Methoden, des durch sie erzeugten Wissens sowie schließlich ihrer Anwendungsfelder und begleitenden Professionen zu schärfen. *Die Möglichkeit des Sports* ist dabei die Zutat von Beobachtern.

Die Herausgeber danken für die Geduld der Autoren, sowie Jana Eisenstein und Annika Steinmann für zahlreiche Arbeiten am Manuskript, das in vielfacher Weise von seinem Gegenstand eingeholt worden ist.

*Köln und Hildesheim im April 2012*

*Swen Körner & Peter Frei*

---

3 Also durch Leitbilder, Diversity-Management, Team-Building, Rollenprofile, Protokolle, Entscheidungen u.Ä.m.

# Kontingenz, Moral, Sport, Geschichte

---

HANS ULRICH GUMBRECHT

Das Buch, mit dem vor allem ich lesen lernte, wies den großen Fritz Walter als Autor aus, aber es war nicht der damals (im September 1954 wurde ich eingeschult) sehr berühmte Titel 3:2 mit seiner persönlichen Geschichte des Wunders von Bern, sondern leider das andere Buch von Fritz Walter: *Spiele, die ich nie vergesse*, in dem zwar tatsächlich von vielen Spielen die Rede war, an denen er teilgenommen hatte, nur eben nicht von denen bei der Weltmeisterschaft in der Schweiz, die ihn so berühmt gemacht hatten. In meiner (vielleicht etwas ungerechten) Erinnerung war es ein mild-sadistischer Zug in der Erziehungspraxis unserer Eltern, den beiden Kindern immer nur ungefähr das zu schenken, was wir uns gewünscht hatten: also schon ein Buch von Fritz Walter, bloß eben das andere. Aber ich muss mich dann mit der zweiten Wahl angefreundet haben, denn auf der freien Seite nach dem grünen Einband von *Spiele, die ich nie vergesse* zog ich um die runde Schachtel für meinen Tafelschwamm herum einen Kreis und zeichnete in den Kreis das Vereinsabzeichen von Fritz Walters 1. FC Kaiserslautern. Darunter lese ich heute zwischen Anführungszeichen, mit Kuli und in Kinderschrift die selbsterfunden-nachempfundenen Worte: »Der Ball ist rund, sagt Chef Herberger, man weiß nicht, wohin er rollt: zu uns in die Pfalz oder zum Karlsruher SC.« (Ich schwärmte für den damals ziemlich starken KSC.) Nicht zufällig war es eine Kontingenzformel, die meine kindliche Assoziation voller Bewunderung Herberger aus dem Mund nahm, Fritz Walter auf die Zunge legte – und dann nach den eigenen Erstklässerphantasien ein bisschen auswalzte.

Auf genau jene Worte wäre ich wohl nie gekommen, wenn der Zusammenhang von Sport und Kontingenz (der sprichwörtliche Fan in der Stehkurve würde natürlich *Zufall* sagen) nicht schon lange den Status eines Emblems gehabt hätte. Neben Sport und Kontingenz steckte in meinem kleinen Graffito auch eine Ahnung von der Dimension *sportlicher Moral*. Ich wollte dem großen Fritz Walter ja jene Großzügigkeit und Gelassenheit gegenüber seinen potenziellen Gegnern aus Karlsruhe unterstellen, die Erwachsene damals selbst außerhalb des Sports gerne *Fairness* nannten: impliziert war, dass solche Tugenden auf einer Einsicht in die Unvermeidlichkeit von Kontingenz beruhten – und auf dieser mir Sechsjährigem gar nicht nachvollziehbaren Voraussetzung stellte ich den Kapitän der deutschen Nationalmannschaft als eine Art von ethischem Vorbild dar. Schließlich habe ich mich rückblickend gefragt, ob es denn vorstellbar ist, dass ein Sechsjähriger heute mit seinem Laptop eine Seite entwirft, auf der Fußball, Kontingenz und sogar Moral in ähnlicher Weise zusammenkommen. Die Frage habe ich mir nicht gestellt, weil ich glaube, dass Kinder heute weniger phantasievoll sind als damals (das wäre die allerbanalste Variante von Kulturkritik), sondern weil ich mir vorstelle, dass ganz andere Wörter zusammenkämen, wenn ein Sechsjähriger unserer Gegenwart einer solchen Fußballträumerei nachginge. Abstrakter gesagt: ich sehe Konfigurationen wie die von Sport, Kontingenz und Moral als historische Phänomene an.

Warum und unter welchen Bedingungen sie sich verändern, möchte ich auf den folgenden Seiten fragen, und umgekehrt will ich sehen, ob solche Transformationen besondere Einsichten in die Verschiedenheit historischer Situationen eröffnen. Dabei fange ich systematisch und eher bescheiden mit der Frage an, was denn genau *Kontingenz* heißt – oder in einem anderen philosophischen Register formuliert: wie wir den Begriff *Kontingenz* gebrauchen wollen (1). Auf dieser Grundlage werde ich zu zeigen versuchen, dass und warum uns ein grundlegendes Spannungsverhältnis zwischen kontingenzdominierten Phänomenen und Moral heute stärker beeindruckt als zur Zeit Fritz Walters (2). Im dritten Abschnitt trage ich einige Beobachtungen über historische Varianten des Verhältnisses von Sport und Kontingenz zusammen, um sie auf die Frage nach möglichen Erklärungen und Verstehensansätzen zuzuspitzen (3). Erste Vorschläge zu Antworten bereite ich dann vor mit einer Unterscheidung zwischen je verschiedenen Inszenierungen der Dimension der Kontingenz, wie sie für verschiedene Typen von Sport charakteristisch sind (4). Diese Vorarbeit wird uns erlauben, die Do-

minanz jeweiliger Typen von Sport in jeweiligen historischen Momenten als Symptom des historischen Wandels im Verhältnis zwischen Sport und Kontingenz aufzufassen (5). Aus einer etwas anderen Perspektive gesehen: Ich möchte mit der These experimentieren, dass verschiedene, in bestimmten historischen Situationen allgemein dominante Kontingenztypen die historische Dominanz bestimmter Typen von Sport in diesen Situationen erklären können.

## 1

Kontingenz heißt, was weder notwendig noch unmöglich erscheint. Unter Bedingungen der Kontingenz eröffnen sich Felder aus Möglichkeiten, von denen uns in jedem Moment eine zufällt. Die Regeln eines Spiels oder einer Sportart machen bestimmte Fälle notwendig (beim Fußball, Rugby und American Football beginnt zum Beispiel jede Mannschaft mit elf Spielern) und schließen andere aus (beim Football darf der Ball nicht nach hinten und beim Rugby nicht nach vorne gepasst werden), so dass eine begrenzte Menge möglicher Situationen verbleibt, von denen in jedem Moment eine der Fall ist. Dass man im Englischen das Adjektiv *contingent* stets mit der Präposition *upon* verwendet, zeigt, wie die Beobachtung des Falls, der eintritt aus einem Feld von Möglichkeiten, stets die Frage auslösen kann, ob Faktoren, die dem Feld der Möglichkeiten selbst extern sind, zu erklären vermögen, warum eben dieser und nicht ein anderer Fall eingetreten ist. *Erklären* kann hier entweder bedeuten, einen Fall als notwendige Konsequenz zu erklären (Handspiel im Strafraum muss mit einem Elfmeter geahndet werden) oder einen Fall plausibel zu machen (das Tempo aus dem Spiel zu nehmen, kann aber muss nicht eine Strategie sein, um einen knappen Torvorsprung zu verteidigen).

Wir sind geneigt zu sagen, dass die Zukunft für uns prinzipiell ein Horizont der Kontingenz im nun erklärten Sinn ist. Dennoch macht es einen Unterschied, ob wir davon ausgehen, dass die Fälle der Zukunft schon immer vor-entschieden, aber uns nicht zugänglich sind, bevor sie wirklich werden, oder ob es vom menschlichen Handeln abhängen soll, welche Fälle unter den von einer Zukunft als Möglichkeiten-Feld gebotenen Fällen eintreten. Die zweite Konzeption von Zukunft war nicht vor dem Historismus des 19. Jahrhunderts institutionalisiert und ist uns, glaube ich, im frühen 21.



Jahrhundert wieder weniger selbstverständlich geworden, als sie es noch bis vor wenigen Jahrzehnten war. Hingegen wird die Vergangenheit in einer Retrospektive immer als Raum der Kontingenz erscheinen, weil sich das, was vorstellbar, aber nicht der Fall geworden ist, jedenfalls als vergangene Möglichkeit (als eine vergangene, nicht eingetretene Zukunft) projizieren lässt. Die Gegenwart hingegen ist die kontingenzfreie Dimension par excellence, die Dimension der Fälle, die uns zufallen. Die Gegenwart ist reflexionsfrei.

Denn wenn Sinn nach den klassischen Definitionen des Begriffs entstehen soll aus einem Vordergrund/Hintergrund-Verhältnis zwischen dem, was eintritt oder eingetreten ist, und dem, was der Fall hätte sein können, dann ist Kontingenz vor allem eine Dimension des Sinns, der Reflexion – und nicht der aktuell gegenwärtigen Praxis. Kontingenzbewusstsein im Sport steht dem Erfolg der Athleten fast immer im Weg und muss wohl selbst aus der Perspektive der Trainer als eine notwendige Bedingung ihrer Arbeit gelten, die in den entscheidenden Momenten einzuklammern ist. Schließlich weckt der Blick auf die Horizonte der Kontingenz eine Stimmung von der *Prosa der Welt*, von grauer, bescheidener Alltäglichkeit, da der Blick auf das Mögliche ja immer ein Blick *nur* auf das Mögliche ist, ein Blick, welcher die dramatischeren Eindrücke des Durchbrechens von Grenzen des Unmöglichen (hin zum Wunder) und des Vordringens zu den Gründen des Notwendigen (hin zum Metaphysischen) ausschließt. Alle Sportarten, haben wir unterstellt, sind aufgrund ihrer spezifischen Regeln je spezifische Felder von Kontingenz, das heißt Felder von möglichen Fällen. Aber zugleich scheint Sport in einem Spannungsverhältnis zur prosaischen Stimmung des Kontingenten zu stehen.

Denn gibt Sport nicht der Kontingenz als Stimmung des Alltäglichen oft eine am Ende doch dramatische Aura, welche von einem Spiel mit den beiden Grenzen des Kontingenten kommt? Sport kann Phantasien vom Aufheben des Notwendigen und mithin von der Ermöglichung des Unmöglichen als Folge der Aufhebung des Notwendigen wecken. Das bringt mich zu meiner bewusst paradoxalen zweiten These: Sport ist heute nicht einfach ein Bereich der Kontingenz, sondern Steigerung und Feier des Kontingenten durch beständiges Spielen mit der doppelten Überschreitung der beiden das Kontingente hervorbringenden Grenzen. Genau genommen ist es dieses überraschend komplexe Verhältnis des Phänomens Sport zur Dimension der Kontingenz, welche dem Sport als spezifischem Gegenstand und als

spezifischem Medium historischen Verstehens seine besondere Relevanz gibt.

## 2

Von ›Moral‹ können wir nicht reden, ohne an feste Hierarchien von Werten oder an Prioritäten unter Verhaltensformen zu denken. Prinzipiell steht deshalb ›Moral‹ in einem Verhältnis der Spannung zum Sport als Domäne der Kontingenz – doch diese grundlegende und sehr abstrakte Beobachtung sollte uns nicht übersehen lassen, dass es Zeiten gab, in denen Sport und Moral weit kompatibler wirkten als heute (zum Beispiel eben die Zeiten Fritz Walters). Dass Sport *Charakter bilden* könne, war eine vor allem auf der Notwendigkeit einer Unterwerfung individueller Interessen unter Spielregeln und unter Mannschaftsdisziplin beruhende Vermutung, welche die mancherorts zentrale Rolle des Sports in Erziehungsprogrammen seit dem frühen 19. Jahrhundert rechtfertigte. Inzwischen ist – wohl in halbambusierter Reaktion auf die klassische Unterstellung einer positiven Beziehung zwischen Sport und Moral – nicht selten gerade umgekehrt vom Sport als einer grundlegenden Gefahr für die Individualmoral der Sportler die Rede. Doch das scheint nur der eine Pendelausschlag zwischen zwei Extrempositionen zu sein: Zwischen den Vorstellungen von moralischer Stärkung und von moralischer Gefährdung durch den Sport dominiert heute, da das Bild vom Sport als einer Domäne der Kontingenz im Vordergrund steht, ein Bewusstsein der Inkompatibilität und der wechselseitigen Unabhängigkeit zwischen Sport und Moral.

Kaum mehr etwas wirkt unveränderlich am Kontingenzphänomen Sport. Nicht der zeitliche Rhythmus der Olympischen Spiele, welcher in der Antike Teil einer kosmologischen Ordnung war – während nun im vorigen Jahrzehnt Winterspiele und Sommerspiele unter dem Ziel einer wirtschaftlichen und medialen Entzerrung auf verschiedene Jahre verlegt worden sind; nicht die Bewegungssequenzen, Methoden und Strategien, mit denen Sportler die von ihren Disziplinen auferlegten Probleme lösen – es zählt allein der sich in Siegen und Rekorden artikulierende Erfolg. Siege und Erfolge selbst gelten natürlich niemandem mehr als Beweise göttlicher Präsenz oder Intervention, und selbst ihre Strahlkraft als Symbole für die Überlegenheit des einen oder anderen politischen Systems ist in den ver-

gangenen 50 Jahren erstaunlich verblasst. Wer schließlich heute als Jugendlicher oder später im Leben mit einem Sport anfängt, der tut das nicht unter der einen oder anderen Zielvorstellung, sondern gerade weil Sportarten dadurch Spiele sind, dass sie keine Ziele vorgeben. Statt erzieherisch zu wirken in der Ausbildung hin zu einer begrenzten Zahl von Charaktertypen, fungiert Sport im frühen 21. Jahrhundert wohl vor allem als ein komplexes Dispositiv der individuellen Differenzierung – bis hin zu individueller Exzentrik. Und nichts könnte gegenüber der Welt des Moralischen indifferenter sein als unendliche Differenzierung.

### 3

Was sind nun neben dem sich wandelnden Verhältnis von Moral und Sport andere historische Fälle, wo sich Kontingenzsituationen in der Gesellschaft und Kontingenzfunktionen im Sport berühren und wechselseitig beeinflussen? Es soll zunächst allein darum gehen, solche Momente zu benennen – für den Versuch ihrer Analyse brauche ich die im nächsten Absatz zu entwickelnde Serie von Unterscheidungen zwischen Typen des Sports und ihren je spezifischen Inszenierungen von Kontingenz. Zuerst und vor allem ist unübersehbar, dass der Beginn des modernen Sports, dass jener Moment eines Auftakts, mit dem der Sport bis heute in einem Verhältnis der Kontinuität verbunden ist, zusammenfällt mit dem historischen Moment der Emergenz des Beobachters zweiter Ordnung, das heißt: mit der Emergenz jenes Welt-Beobachters, der es nicht vermeiden kann, sich selbst im Akt der Weltbeobachtung zu beobachten – und die Emergenz des Beobachters zweiter Ordnung ist jenes epistemologische Ereignis, durch das Kontingenz in den Vordergrund des Alltags rückte. Diese beiden Anfänge – der Anfang des modernen Sports und der Anfang des Beobachtens zweiter Ordnung – vollzogen sich in jenen Jahrzehnten zwischen 1780 und 1830, die Reinhart Koselleck *Sattelzeit* nannte, um sie als Phase der Entstehung einer Gegenwart zu markieren, welche weitgehend die unsere ist. In jene Zeit fallen auf der Seite des Sports die Entwicklung des Berufsboxens in London zu einer Zehntausende von Zuschauern faszinierenden Unterhaltungsform, aber auch seit 1795 die Ausrichtung ebenfalls professioneller Pferderennen an den Feiertagen der Französischen Revolution und schließlich seit dem frühen 19. Jahrhundert die Entwicklung des Sports zu einer zentralen Bil-

dungskomponente an einigen englischen Colleges. Gleichzeitig beginnt die Selbstbeobachtung im Akt der Weltbeobachtung zumindest für Intellektuelle unvermeidlich zu werden, was die Phänomene der Welt unvermeidlich als kontingent – als abhängig von dem jeweils aus einer Pluralität von Möglichkeiten ausgewählten Blickwinkel – erscheinen lässt. Dass der mit der Emergenz des Beobachters zweiter Ordnung entstehende Perspektivismus und Kontingenzüberschuss zwei epochemachende Reaktionen heraufbeschworen hat, ist oft beschrieben worden: zum einen die für das gestaltende Eingreifen menschlichen Handelns erstmals offen erscheinende Zukunft des historistischen Weltbildes; zum anderen die Geschichtsphilosophie als Versprechen der möglichen Entdeckung von *Gesetzen* historischen Wandels, durch die sich die Zukunft vorhersehen und mithin wieder schließen lassen sollte. In seiner historischen Entfaltung konvergiert der moderne Sport wegen seiner Insistenz auf den offenen Ausgang jeglichen Wettkampfs deutlich mit der offenen Zukunft des Historismus und eben nicht mit der Geschichtsphilosophie.

Fast ein Jahrhundert später, um 1900, im Jahrzehnt der ersten Olympischen Spiele der Neuzeit, sieht Peter Sloterdijk eine »Renaissance des Somatischen«, einen neuen Schub von Körperaktivitäten in der westlichen Kultur, welche nicht mehr spirituell motiviert sind, sondern durch ein Verständnis als »Übung«. Das heißt, sie werden ausgeführt als Verhaltenssequenzen, deren einziges Ziel darin liegt, die nächste Verhaltenssequenz mit derselben Struktur besser oder doch wenigstens genauso gut werden zu lassen. Üben wird bald zu einem generellen Postulat, mit dem der praktizierte Amateursport seine traditionelle Aura des exklusiv Aristokratischen verlieren wird. Sollte auch diese zweite Bewegung aus der Geschichte des modernen Sports auf ein neues Verhältnis zu einem in der Gesellschaft dominierenden Kontingenztypus verweisen? Vorab kann man erwarten, dass sich im Zeichen des Übens die dominante Motivation vom Agon, dem Wettkampf mit anderen, zu Arete, dem Arbeiten an sich selbst, verschoben haben muss.

Zugleich und drittens geht diese Renaissance des Somatischen, das ist wohl kaum noch bemerkt worden, einher mit einer neuen Begeisterung für die um einen Ball gruppierten Mannschaftssportarten, mit einer Begeisterung, für die es einerseits keine Vorgeschichte gibt, und die andererseits in so kurzer Zeit eine derartige Breite und Intensität des Publikumszuspruchs findet, dass wir mittlerweile dazu tendieren, sie als Sport schlechthin anzu-

sehen. Die gegen die Zeichen der Zeit an einer Kultivierung ihrer spirituellen Ansprüche festhaltende Olympische Bewegung versuchte lange Zeit, sich von den nicht nur populären, sondern allenthalben dem Professionalismus zuneigenden Mannschaftssportarten zu distanzieren – und in Reaktion auf diese Distanznahme wurden seit 1930 Fußballweltmeisterschaften (und später Meisterschaften) abgehalten, die offen für Berufsspieler waren. Baseball in der Karibik und in den Vereinigten Staaten, Cricket im britischen Commonwealth, Rugby auf der südlichen Halbkugel, in Frankreich und auf den britischen Inseln, American Football in der Vereinigten Staaten und Fußball, zunächst in Europa und in Südamerika, durchlaufen ähnliche Popularitätssteigerungen. Doch weder ihr explosionsartiger Erfolg noch die zumindest chronologische Konvergenz mit den Bewegungen des Übens sind je erklärt worden.

Schließlich und viertens will ich die immer wieder diskutierte Möglichkeit wenigstens erwähnen, Kontingenz als *Eigenwert* der am höchsten entwickelten Gesellschaften seit der Mitte des 20. Jahrhunderts aufzufassen. Eigenwertig wird ein Effekt in einem System von dem Moment an, wo er alle anderen System-Funktionen überschattet und also mitprägt. Eine solche Steigerung lässt sich im Hinblick auf Kontingenz am besten anhand der Dimension der Zukunft illustrieren. Wenn die Zukunft seit der Emergenz des Historismus im frühen 19. Jahrhundert vor allem als Dimension der Kontingenz gegolten hatte, so wird die Kontingenz der Zukunft kontingent von dem Zeitpunkt an, wo die kontingenzdominierte Zukunft des Historismus in Konkurrenz tritt mit der Zukunft einer aufkommenden anderen Konstruktion von Zeit, die nicht selbstverständlich *offen* ist. Ob solches Kontingentwerden der Kontingenz als dominanter Verfasstheit der Zukunft Resonanzen im Sport fand und welche Sportphänomene unter Umständen zu diesen Resonanzen gehören könnten, scheint ebenfalls noch nie diskutiert worden zu sein. Im letzten Absatz meines Essays will ich davon noch einmal sprechen.

## 4

Bevor wir auf die im vorausgehenden Abschnitt erarbeiteten offenen Fragen mit einigen tentativen Antworten (oder weiterführenden Hypothesen) zurückkommen, möchte ich nun – zur Vorbereitung dieser tentativen Ant-

worten – zwischen sechs Typen von Sportarten unterscheiden und zwischen sechs Modi, in denen sie die ihnen jeweils inhärenten Kontingenzbestände inszenieren. Dabei ist vorausgesetzt, dass Sportarten ihre Kontingenzbestände inszenieren (und auch zelebrieren), indem sie die jeweils umrandenden und ermöglichenden Horizonte des Notwendigen und des Unmöglichen relativieren und tendenziell aufheben. Ich erwähne unter den Sport-Typen zuerst die Varianten des Bodybuilding, jene Praktiken also, in denen es darum geht, dem eigenen Körper eine in quantitativer oder qualitativer Hinsicht erstaunliche neue Form zu geben. Bodybuilding hängt davon ab, einen primär gegebenen Typus des eigenen Körpers nicht als notwendig und mithin unveränderlich zu akzeptieren und zugleich bestimmte Intensitätsgrade der Selbstdisziplin nicht als unmöglich auszuschließen. Sein Effekt liegt darin, den vorgegebenen Variationsrahmen für Körper-Kontingenz zu erweitern. Vom Bodybuilding zu unterscheiden sind als zweite Gruppe jene Sportarten (ich denke vor allem, aber nicht ausschließlich an die Leichtathletik), wo eine Bewegungssequenz so weitgehend an eine vorgegebene Funktion angepasst wird, dass der Eindruck des subjektiv Absichtlichen verschwindet, woraus nach Heinrich von Kleists Argumentation in seinem Aufsatz vom *Marionettentheater* (*Über das Marionettentheater*, 1810) der Eindruck von Anmut entsteht (Marionetten, sagt Kleist, wirken anmutig, weil ihnen niemand Intentionen unterstellen kann). Für solche Anmut kenne ich keine mitreißendere Illustration als die Bilder von Jesse Owens aus Leni Riefenstahls berühmten Film über die Olympiade von 1936. Jesse Owens stellte Rekorde auf, die damals wie ein Horizont des Unmöglichen aussehen mussten, indem er die Notwendigkeit einer Konzentration auf individuelle Absichten einzuklammern schien. Man hatte den Eindruck, dass eine höhere Kraft seinen Körper antrieb. *Prothetisch* nenne ich drittens jene Disziplinen, in denen die Leistung der eigenen Körper durch Koppelung mit einem anderen System erhöht wird, ganz abgesehen davon, ob dieses andere System nun ein Pferd, ein Fahrrad, ein Boot, ein Rennwagen, ein Gewehr oder ein Bogen ist. Das Unmögliche in der Geschwindigkeit oder in der (etwa von einem Gewehr ermöglichten) Präzision zerstörender Gewalt wird hier möglich, indem der Athlet die zunächst notwendig, aber widersprüchlich erscheinenden alternativen Ziele einer vollkommenen Kontrolle des anderen Systems oder einer vollkommenen Anpassung an das andere System aufgibt und von Moment zu Moment den stets labilen und richtigen Grad der Optimierung findet.

Es gibt viertens eine Reihe von Sportarten, in denen sich Athleten bewusst einer (potenziell erniedrigenden) Konfrontation oder einer (potenziell tödlichen) Gefahr aussetzen: Bergsteigen, Boxen und Ringen, aber auch Tennis entsprechen dieser Definition. Man begibt sich als Bergsteiger, Ringer, Boxer oder Tennisspieler freiwillig gewisser Strategien des Selbstschutzes hin, die unter Alltagsbedingungen als notwendig angesehen werden. Diese Annahme bestimmter Gefahren eröffnet die Möglichkeit von Leistungen (aber auch von Fällen nachhaltiger Selbstopferung – denken Sie an die Krankheit Muhammad Alis), welche anders nicht plausibel sein könnten. Eine weitere Reihe von Sportarten verlangt fünftens eine temporäre Anpassung des Körpers an vorgegebene Formen, die nicht seiner primär zuhandenen Anatomie und Physiologie entsprechen. Dies ist zum Beispiel der Fall beim Turnen, beim Eiskunstlauf oder beim Turmspringen. Je weiter die einzelne Sportlerin bereit und imstande ist, eine primär zuhandene Form ihres Körpers nicht als notwendig anzusehen, desto eher wird ihr das vermeintlich Unmögliche – das vermeintlich Unmögliche des fünffachen Axels etwa – gelingen. Schließlich noch ein Wort zu den seit dem späten 19. Jahrhundert so erstaunlich populären Mannschaftssportarten. Meine These zu den Mannschaftssportarten heißt, dass ihre Faszination nicht einfach in der Hoffnung auf einen Sieg liegt (darin unterschieden sich die Mannschaftssportarten ja nicht von den anderen Disziplinen), sondern in den Ereignissen der Emergenz von Spielzügen, das heißt: in den Ereignissen der Emergenz von Formen, welche komplex und substantiell sind (mehrere Spielerkörper konstituieren sie), verzeitlicht (sie vergehen von dem Moment an, wo sie zuerst erkennbar werden) und ereignishaft (weil sie sich als Negentropie-Leistung jeweils gegen die andere Mannschaft als Entropie-Drohung durchsetzen müssen und deshalb nie voraussagbar sind). Das zur Produktion einer Form sonst Notwendige, nämlich die freie Verfügung über den Raum, wird durch die Gegenwart der anderen Mannschaft prekär, wodurch erst das Unmögliche – nämlich die Hervorbringung von Formen gegen den anwesenden Entropie-Druck der anderen Mannschaft – möglich ist. Bestätigt hat sich entlang der Unterscheidung all dieser sechs Typen von Sport unsere Vermutung über den Punkt ihrer Konvergenz. Er liegt darin, dass Leistungssport – als Feier und Steigerung des Kontingenten – immer die eine oder andere sonst für notwendig erachtete Rahmenbedingung des Kontingenten aufgibt und dadurch Möglichkeiten zum (freilich nie garantierten) Erreichen des sonst als unmöglich Geltenden öffnet.

## 5

Jean-Jacques Rousseau hat eine der frühesten und wirklich emblematisch gewordenen Beschreibungen der neuen Bedingung des Gesellschaftlichen unter postrevolutionär-bürgerlichen Prämissen erfunden – und es kann nicht überraschen, dass sie eine Formel der doppelten Kontingenz ist. Im wechselseitigen Blickkontakt mit dem anderen Bürger, heißt es, erfahre ich den anderen Bürger als meinen Herrscher und zugleich als meinen Untertan, so wie auch der andere mich als Untertan und zugleich als Herrscher erfährt. Es wird also ein zweifaches Verhältnis der Hierarchie und der Spannung evoziert, welches friedvoll und harmonisch nur sein kann, weil die von der Herrscherperspektive geweckten Begierden jeweils von der Drohung der Untertanenperspektive in Schach gehalten werden. Sport als Allegorie und Feier von Kontingenz begleitete die Emergenz dieser neuen gesellschaftlichen Welt vor allem in der Form von zwei Disziplinen der Konfrontation: mit dem schon vor 1800 in London so erstaunlich populären Berufsboxen und mit den sich an den Colleges rasch differenzierenden Mannschafts-Ballsportarten. In beiden Fällen muss das fast Unmögliche der jeweiligen Leistung erst der Gegenwart eines Gegners abgewonnen werden – so wie ja auch die Freiheit des Bürgers immer dem Freiheitsanspruch des anderen Bürgers abzuhandeln ist.

Die früh zum Professionalismus tendierenden Sportarten, so können wir vermuten, dramatisierten, was an Kontingenz- und Konfliktpotenzial in der neuen Ordnung der Alltage steckte. Sie verweigerten die Gewissheit von Zukunftsprognosen (wie die Geschichtsphilosophie sie bot) und ließen allein Wettkämpfe zwischen Sportlern zu (nicht etwa eine den Konflikt überkommene Harmonie, von der Rousseau träumte). Nun vermute ich, dass jene Renaissance des Somatischen um 1900, von der Sloterdijk schreibt, nicht eine Verlängerung der Geschichte des modernen Berufssports war.<sup>1</sup> Eher sehe ich in ihr eine Sozialisierung und Verallgemeinerung des olympischen Sports und des Amateursports mit seinem ursprünglich aristokratischen – nun nicht mehr haltbaren – Anspruch auf Selbst-Bildung. Im Gegensatz zum Leistungssport, der nicht ausschließlich, aber doch zu einem großen Anteil als Berufssport existiert hatte, war und ist Sport als

---

1 Sloterdijk, P. (2009): „Du musst dein Leben ändern“. Über Anthropotechnik. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.



Üben nicht an der Steigerung von Kontingenz als Aufhebung des Notwendigen und am Erreichen des Unmöglichen orientiert, sondern daran, Kontingenzzräume zu unendlicher individueller Differenzierung zu nutzen. Der Massensport unserer Gegenwart, darauf hat wohl zuerst die feministische Philosophin Judith Butler verwiesen, bringt unendlich mehr als nur zwei Typen von Körpern, als nur weibliche und männliche Sportler hervor.

In diesem Sinn muss man wohl davon ausgehen, dass die individuell selbstreflexive Renaissance des Somatischen als Amateursport (mit den Olympischen Spielen als ideologisch verbrämendem Horizont) einerseits und andererseits die Massenereignisse des professionellen Mannschaftssports zunächst während des frühen 20. Jahrhunderts in einem Verhältnis der Spannung standen. Erst nach der Jahrhundertmitte haben sich auch die zentralen olympischen Individualdisziplinen zu professionellen Sportarten entwickelt, deren Stars davon leben, dass sie an der Vermarktung der Sportausrüstung für das sportliche Fußvolk teilnehmen. Heute sind die Einkünfte und die Lebensform eines international erfolgreichen Biathleten oder eines Rekorde brechenden Schwimmers zum Beispiel wohl nur noch graduell verschieden von denen eines berühmten Fußballspielers – und natürlich hält es der von Gesundheitsgründen motivierte Hobby-Skilangläufer längst nicht mehr für einen Widerspruch, wenn er die Spiele der Fußballbundesliga oder der Nationalmannschaft verfolgt. Mit dieser Fusion seiner zwei ehemals in Spannung stehenden zwei Hälften ist der Sport während der vergangenen Jahrzehnte beinahe gesellschaftlich flächendeckend geworden. Wie viele Zeitgenossen trifft man denn heute noch, die tatsächlich weder als moderat Aktive noch als Zuschauer am Sport teilhaben? Diese ungeahnte Ausdehnung des Sports als Domäne der Kontingenz mag nun gerade in jenem historischen Moment erreicht gewesen sein, als Kontingenz zum Eigenwert unserer Gesellschaften wurde.

Vielleicht kann dieser Hintergrund erklären, warum die hochmoralisierte Aufregung unserer Medien über Doping im Spitzensport selbst manchen von denen eigenartig unzeitgemäß vorkommt, welche ihrer politischen Tendenz beistimmen. Gegen die einhellig strenge Position der Sportverbände und Journalisten lassen sich vorab eine Reihe pragmatischer Argumente aktivieren: dass man physisch Höchstleistenden nicht verweigern sollte, was sich jeder Durchschnittsbürger herausnimmt, der einen verkateren Tag mit einer Kopfweh-tablette beginnt; dass durch allzu radikale Verbote die Sportler in eine Dunkelzone medizinisch problematischer Kompe-

tenzansprüche gedrängt werden; dass der Vorsprung der Pharmaindustrie gegenüber den Kontrollmaßnahmen der Verbände in den vergangenen Jahrzehnten wohl nur gewachsen ist. Vor allem aber wird durch die vielfältigen Dopingverbote Sport als ein emblematischer Raum von Kontingenz verengt. Sollte es nicht in die Entscheidung eines jeden Sportlers fallen, ob er Dopingmittel benutzt – und wenn ja, welche es sein sollen?

Aus der Prämisse von der Kontingenz als Eigenwert unserer gegenwärtigen Gesellschaften folgt, ich habe das schon erwähnt, dass auch der Status der Zukunft als Kontingenzhorizont der historistischen Konstruktion von Zeit nun kontingent geworden sein könnte. Gegenüber einmal auf ihre Bahn gekommenen Entwicklungen und Tendenzen gibt es vielleicht gar keine Alternative und keine Möglichkeit der modifizierenden Intervention mehr. Am Ende seines Buchs über das *Üben* beschreibt Sloterdijk,<sup>2</sup> wie der flächendeckend gewordene Sport heute an einem Scheideweg zu stehen scheint: »Entweder fungiert der Sportler weiterhin als Zeuge für die menschliche Fähigkeit, an der Grenze zum Unmöglichen Schritte nach vorn zu tun – mit unabsehbaren Übertragungswirkungen auf alle, die sich auf das schöne Schauspiel einlassen, oder er geht den schon jetzt vorgezeichneten Weg der Selbstzerstörung weiter, auf dem debile Fans ko-debile Stars mit Anerkennung von ganz unten überschütten, die ersten betrunken, die zweiten gedopt«. In der einen oder in der anderen Richtung seiner zukünftigen Entwicklung würde der Sport Wesentliches aus unserer individuellen und kollektiven Existenz mitreißen. Bloß eine *Nebensache*, bloß eine schöne oder eine hässliche Nebensache ist er für uns jedenfalls nicht mehr.

---

2 Sloterdijk (2009: 660).